Tod – Sterben – Trauer. Begegnungen in der Supervision

Ist der Tod in unserer Gesellschaft noch ein Tabu? Die Arbeit untersucht diese Frage und ihre Bedeutung für die Supervision.

Das Sterben hat sich gewandelt. Wir leben länger, das Sterben dauert länger und ist oft von chronischer Krankheit und schwindender Selbstständigkeit geprägt. Es findet meist in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen statt, Familien leben verstreut, Rituale wandeln sich und geben weniger Halt, Trauer wird zur Privatsache. Medial ist der Tod allgegenwärtig. Serien zeigen ihn drastisch, Nachrichten berichten über ihn, ohne ihn sichtbar zu machen. Im eigenen Erleben aber bleibt er fern.

Ist der Tod also enttabuisiert? Aus der Palliativmedizin kommt die These, es gehe eher um Entfremdung als um ein Tabu. Die Arbeit widerspricht. Das Tabu besteht fort, nur in verdeckter Form. Unausgesprochene Normen legen fest, wer wie lange und auf welche Weise trauern darf. Wer anders trauert, stößt oft auf Schweigen.

Diese Tabus wirken in Organisationen weiter - als Sprachlosigkeit, als Druck, rasch wieder zu funktionieren, als Rückzug auf „Professionalität“. Am Beispiel der stationären Behindertenhilfe zeigt die Arbeit, wie Einrichtungen den Tod als organisatorische Störung behandeln und Teams Trauer abwehren. Zugleich werden die Bewohnerinnen und Bewohner älter, und damit verändern sich die Anforderungen an das Personal. Gute Begleitung am Lebensende braucht eine personenzentrierte Haltung, eine offene Organisationskultur und verlässliche Strukturen.

Supervision wird so zum Resonanzraum. Sie kann verdeckte Tabus besprechbar machen, Ambivalenzen halten, statt sie vorschnell aufzulösen, und Leitungen für eine Trauerkultur gewinnen. Voraussetzung ist die Selbstreflexion der Supervisorinnen und Supervisoren über eigene Verluste und innere Bilder vom Tod. Die Arbeit plädiert für eine Supervision, die Tod und Trauer nicht nur zulässt, sondern aktiv aufgreift.